

Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(432.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 23. April 2004

Anwesend: **Balharek**, Christa, Karlsruhe; **Blank**, Clemens, Karlsruhe; **Drollinger**, Dr. Kuno, Stuttgart; **Ellwardt**, Dr. Kathrin, Karlsruhe; **Hoepke**, Hans-Peter, Ettlingen; **Kallenbach**, Paul, Bruchsal-Heidelsheim; **Kaller**, Dr. Gerhard, Karlsruhe; **Krimm**, Prof. Dr. Konrad, Karlsruhe; **Lang**, Susanne, Karlsruhe; **Leiber**, Dr. Gottfried, Karlsruhe; **Reichert**, Jürgen, Karlsruhe; **Richter**, Susan, Heidelberg; **Roellecke**, Elga, Karlsruhe; **Roellecke**, Prof. Dr. Gerd, Karlsruhe; **Schillinger**, Erich, Karlsruhe; **Schwanke**, Dr. Irmgard, Freiburg; **Teutsch**, Friedrich, Lahr; **Teutsch**, Joachim, Lahr.

Vortrag von

Dr. Irmgard Schwanke, Freiburg

über

Fremde in der frühneuzeitlichen Reichsstadt Offenburg Kaufleute aus Italien und Savoyen

Einleitung

Vielleicht kennen Sie die Ausführungen Karl Valentins über „Die Fremden“:

Ja, ein Fremder ist nicht immer ein Fremder. ... Denn fremd ist der Fremde nur in der Fremde. ... Er ist nur so lange ein Fremder, bis er alles kennt und gesehen hat, denn dann ist ihm nichts mehr fremd. ... Der Einheimische kennt zwar den Fremden nicht, kennt aber am ersten Blick, daß es sich um einen Fremden handelt. ... Und wenn ein Fremder einen Bekannten hat, so kann ihm dieser Bekannte zuerst fremd gewesen sein, aber durch das gegenseitige Bekanntwerden sind sich die beiden nicht mehr fremd. Wenn aber die zwei mitsammen in eine fremde Stadt reisen, so sind diese beiden Bekannten jetzt in der fremden Stadt wieder Fremde geworden.

Fremdsein ist ein komplexes Thema: nicht nur im Alltag – siehe Karl Valentin – sondern auch in der historischen Forschung. Schon allein die Definition des Fremden ist keineswegs eindeutig. Einige Historiker wie etwa Bernd Roeck wählen eine sehr weitgespannte Begrifflichkeit und beziehen in ihre Untersuchungen über Fremde z. B. auch die

verschiedensten Minderheiten, Hexen, Arme oder Angehörige unehrlicher Berufe wie etwa Henker ein. Andere kritisieren die Beliebigkeit einer solch breiten Definition, die kaum noch eine frühneuzeitliche Bevölkerungsgruppe ausschließt, und verstehen unter Fremden zunächst einmal vor allem Zuwanderer sowie Fremde in religiöser Hinsicht. So auch das von Mark Häberlein geleitete Forschungsprojekt an der Universität Freiburg, das sich mit der Reichweite und den Grenzen der Integration ethnischer und religiöser Minderheiten in der Frühen Neuzeit beschäftigt, und in dessen Rahmen ich meine Dissertation über Fremde in Offenburg im 17. und 18. Jahrhundert geschrieben habe[1].

Im frühneuzeitlichen Mitteleuropa lassen sich in diesem Sinn mehrere Hauptgruppen ethnischer und religiöser Minderheiten unterscheiden.

Eine erste Gruppe bilden Glaubensflüchtlinge wie niederländische Calvinisten oder französische Hugenotten, außerdem konfessionelle Minderheiten.

Als zweite wichtige Gruppe sind die Juden zu nennen, „deren Ausweisung aus den meisten Reichsstädten und vielen Territorien im Spätmittelalter komplexe Prozesse der Wanderung und Wiederansiedlung nach sich zog“[2].

Als dritte Hauptgruppe lassen sich Migranten aus Gebieten mit starker Wanderungstradition ausmachen: Savoyer, Norditaliener, Schweizer, Tiroler und Vorarlberger. „Ihre über Jahrhunderte hinweg zu beobachtende Migration war primär wirtschaftlich bedingt und wies spezifische berufliche Schwerpunkte auf“: im deutschen Südwesten finden sich v.a. Kaufleute und Krämer aus Norditalien, Tirol und Savoyen, Kaminkehrer und Zinngießer aus Italien und der italienischen Schweiz sowie Bauhandwerker aus Vorarlberg, z.T. auch aus Italien und Tirol. D.h. wir haben es vor allem mit Zuwanderern aus dem Alpenraum zu tun.

„Der Forschungsstand zu diesen Gruppen ist recht unterschiedlich. Während die niederländischen und hugenottischen Exulanten wiederholt Gegenstand moderner sozialgeschichtlicher Untersuchungen geworden sind und die Erforschung jüdischer Gemeinden und jüdisch-christlicher Koexistenz in den letzten Jahren deutlich intensiviert wurde, wird die savoyische und italienische Einwanderung“ – um die es heute Abend exemplarisch gehen soll – „in der neueren deutschen Sozialgeschichte so gut wie nicht behandelt.

Der vom Anspruch her flächendeckende familiengeschichtliche Ansatz der älteren Arbeiten von Karl Martin zur savoyischen und Johannes Augel zur italienischen Zuwanderung, den auch Franziska Raynauds Studie zu Savoyern im frühneuzeitlichen Deutschland favorisiert, kann

angesichts der fortgeschrittenen Forschung zu Migration und Fremdenintegration nicht mehr befriedigen.

Ein weiteres Defizit besteht gerade für den südwestdeutschen Raum im weitgehenden Fehlen vergleichender Untersuchungen: weder der Vergleich zwischen den Integrations- und Abgrenzungsmechanismen verschiedener Städte und Territorien noch derjenige zwischen unterschiedlichen Zuwanderungsgruppen innerhalb ein und der selben Gemeinde wurde bislang systematisch in Angriff genommen.“ Das Freiburger Forschungsprojekt versucht diese Lücke zumindest für einige süddeutsche Städte zu schließen, nämlich für Augsburg, Konstanz, Freiburg, Offenburg und Breisach am Kaiserstuhl.

Im Vergleich dieser Städte zeichnete sich das frühneuzeitliche Offenburg mit Sicherheit nicht durch eine außergewöhnlich hohe Zuwanderung aus. Dennoch kamen auch in die kleine Reichsstadt eine ganze Reihe sehr unterschiedliche Menschen: Mägde, Knechte, Gesellen und Wanderarbeiter suchten nach Beschäftigung, Bettler nach Almosen, Handwerker und christliche wie jüdische Kaufleute nach Absatzmöglichkeiten für ihre Waren oder nach einem Ort, sich auf Dauer niederzulassen. Soldaten wurden in Offenburg einquartiert, Flüchtlinge aufgenommen und durchreisende Spielleute bestaunt.

Sie alle waren Fremde aufgrund ihrer Herkunft. Dabei spielte es in den Quellen zunächst keine Rolle, ob sie aus der Ferne oder aus der näheren Umgebung waren. Als fremd oder als Ausländer wurde jeder bezeichnet, der von der anderen Seite der Stadtmauern kam.

In doppeltem Sinne fremd waren im katholischen Offenburg Juden und Protestanten. Es gab im 17. Jahrhundert eine kleine jüdische Gemeinde, zudem vereinzelte Protestanten, die zeitweise in der Stadt lebten. Juden und Protestanten konnten nicht das Bürgerrecht erwerben und hatten in der Regel als sogenannte Schutzverwandte oder Hintersassen allenfalls ein begrenztes Aufenthaltsrecht, das von der Stadt wieder gekündigt werden konnte. An Heiraten von Bürgerskindern mit Nicht-Katholiken war offenbar gar nicht zu denken. Juden und Protestanten waren damit fremd, weil sie von außerhalb kamen und fremd aufgrund ihres Bekenntnisses. Um sie soll es allerdings heute Abend weniger gehen, sondern ich werde mich in meinem Vortrag auf Personen aus der dritten der vorher genannten Hauptgruppen ethnischer und religiöser Minderheiten konzentrieren, nämlich auf Kaufleute aus Italien und Savoyen.

Zunächst jedoch ein ganz kurzer Einblick in die Offenburg Stadtgeschichte der Zeit und den Umfang der italienischen und savoyischen Zuwanderung.

Die Stadtgeschichte im Überblick

Die strukturellen Rahmenbedingungen Offenburgs waren geprägt durch die Grenzlage der Stadt, durch die wirtschaftliche Dominanz des nahegelegenen Straßburg sowie die Tatsache, daß Offenburg – abgesehen vom eigentlichen Stadtgebiet – nur ein kleines Territorium hatte und somit in seinen Entwicklungsmöglichkeiten eingeschränkt war. Von großer Bedeutung für das Selbstverständnis von Magistrat und Bürgerschaft war die reichsstädtische Autonomie. Sie ermöglichte es dem Stadtrat z. B. – um bei unserem heutigen Thema zu bleiben – in Absprache mit den Zünften völlig selbständig darüber zu entscheiden, welcher Zuwanderer als Bürger aufgenommen wurde und wer nicht.

In ganz erheblichem Ausmaß bestimmten von außen auf die Stadt einwirkende kriegerische Auseinandersetzungen das Leben der Einwohner. Schon im Dreißigjährigen Krieg war die Bevölkerung von etwa 2500 Personen auf 1800 zurückgegangen. Zwar wuchs die Zahl der Einwohner ab Mitte des 17. Jahrhunderts zunächst wieder, doch bereits 1689 traf die Stadt der nächste Schlag: Offenburg wurde im Pfälzischen Erbfolgekrieg wie eine ganze Reihe von Städten weitgehend zerstört.

Nach einem Ratsprotokoll wurde die Stadt 1689 *von denen Franzosen totaliter ruiniert, und in die Aschen gelegt*. Die Bürger hielten sich laut diesen Berichten in umliegenden Tälern auf, außer wenigen, die sich *in die Keller begeben* hätten. Und noch in einem Bericht aus dem Jahr 1702 ist zu lesen, die Einwohner würden *meistens in Kellern, und verbränten Hofstätten wohnen, und darbey elendiglich leben*. Selbst Jahrzehnte später waren noch nicht alle Bauplätze wieder bebaut.

Auch in dem vergleichsweise friedlichen 18. Jahrhundert blieb die Reichsstadt nicht völlig von militärischen Ereignissen verschont. Noch mehrfach mußten die Offenburger Bürger die Einquartierung von Soldaten und besondere Kriegsabgaben über sich ergehen lassen, und richteten durchziehende Truppen Schäden in den vor den Mauern liegenden Weinbergen und Feldern an. Ungünstige, naßkalte Witterungsverhältnisse zu Beginn der 1770er Jahre führten allgemein zu schlechten Ernten und Preisanstiegen für Getreide.

Im Vergleich zu anderen südwestdeutschen Reichsstädten rangierte Offenburg bezüglich der „wirtschaftlichen Leistungskraft“ eher im hinteren Teil. Zu einem gewissen Wohlstand verhalfen allerdings landwirtschaftliche Flächen: städtischer Wald sowie Weinberge, Äcker und Wiesen in Privatbesitz.

Im Grunde entsprach Offenburg dem, was Franz Quarthal als Typus einer landsässigen Stadt der Neuzeit beschrieb: *eine Siedlung von etwa 3000 Einwohnern mit einem wenig spezialisierten Gewerbe und einer Mittelpunktswfunktion für einen Nahraum von etwa 20 km Radius ..., für die Fernhandel eine geringe Rolle spielte und in der ein beträchtlicher Teil der Einkommen im agrarischen Bereich erzielt wurde.*

Im 18. Jahrhundert stiegen die Bevölkerungszahlen nur langsam und erreichten erst Ende des Jahrhunderts wieder den Stand der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg. Daß die Bevölkerung überhaupt wachsen konnte, ist in nicht unerheblichem Ausmaß Migrationsgewinnen zu verdanken. Vor allem nach 1740 hielten sich in der Stadt selbst nämlich Geburten und Sterbefälle die Waage oder waren sogar leichte Sterbeüberschüsse festzustellen. Ohne Zuwanderung wäre die Zahl der Einwohner also gesunken.

Die meisten Zuwanderer kamen erwartungsgemäß aus der Umgebung Offenburgs. Unter den Migranten aus weiter entfernten Regionen überwogen die Norditaliener und Savoyer mit ca. dreißig Personen bzw. Familien zwischen 1650 und 1800, sowie die Tiroler und Vorarlberger mit etwa gleich vielen Zuwanderern. Dazu kamen Schweizer, Franzosen sowie Einzelpersonen aus Irland, Holland und Flandern.

Kaufleute aus Italien und Savoyen

Doch nun zu den Krämer aus Savoyen und Italien. Bevor ich gegen Ende allgemeine Ergebnisse und Thesen formuliere, möchte ich zunächst einige Fallbeispiele in den Mittelpunkt stellen. Die zwei savoyischen und zwei italienischen Migranten, die ich vorstelle, repräsentieren verschiedene Typen von Zuwanderern und sollen den Blick für die Vielfalt der Lebensformen und Karrieremöglichkeiten in einer kleinen Stadt wie Offenburg und für individuelle Züge öffnen.

Beginnen möchte ich mit der savoyischen Familie **Fivell**.(Vivell, Vifell usw.)

Im März 1686 erhielt der Krämer Joseph Fivell aus Passy in Savoyen das Bürgerrecht in Offenburg. Er kam aus einer Gegend, die für ausgeprägte Migrationsbewegungen bekannt ist und aus der zahlreiche Menschen in den deutschen Südwesten zogen. Bereits über zwanzig Jahre vor Joseph Fivell war Jacob Provence aus der Nähe von Passy Bürger in Offenburg geworden. Im nahe der Reichsstadt gelegenen Wolfach lebte zur gleichen Zeit ein Peter Fivell aus Passy und 1706 ließ sich Balthasar Fivell – ebenfalls aus Passy – in Offenburg nieder.

Joseph Fivell nun heiratet nach seiner Bürgerannahme Maria Magdalena Roman, die Tochter eines angesehenen Offenburger Bürgers, mit der er insgesamt 17 Kinder hatte. Die ersten Ehejahre fielen in eine schwierige Zeit. Bei dem Stadtbrand 1689 wurde auch das gerade erst gekaufte Haus des Paares in Mitleidenschaft gezogen. Fivell hatte dort nicht nur seinen Laden, die Familie wohnte auch in dem Gebäude.

Der Savoyer bot wie alle damals in der Reichsstadt ansässigen Kaufleute die für die Zeit typischen Kaufmannswaren an: vor allem Stoffe und Garne, Accessoires wie Halstücher und Kappen, ferner s.g. Spezereiwaren wie Kaffee oder Gewürze sowie Kurz- und Haushaltswaren, z.B. Kerzen, Färbemittel, Papier oder Spielkarten. Außerdem handelte er mit Salz. Er deckte sich wie seine Offenburger Kollegen auf großen Messen, vor allem im schweizerischen Zurzach, in Straßburg und in Frankfurt mit Waren ein oder bei Zwischenhändlern in der Region, so etwa bei dem in Riegel am Kaiserstuhl wohnenden Savoyer Maurice Montfort. Auch er kam aus der Gegend von Passy.

Trotz der allgemein schwierigen Lage erwarb Joseph Fivell in den folgenden Jahren eine Reihe von landwirtschaftlichen Grundstücken, außerdem einen Bauplatz, auf dem er ein weiteres Haus errichten ließ. Dafür, daß er nicht nur wirtschaftlich erfolgreich, sondern darüber hinaus auch ein angesehener Bürger der Stadt war, spricht eine enorme Zahl von Taufpatenschaften bei Offenburger Bürgerskindern: 1690 bis 1707 über 40.

Auch die das Erwachsenenalter erreichenden Kinder zeigten sich weitgehend integriert. Sie heirateten größtenteils in eingesessene Offenburger Familien ein. Ein Sohn übernahm das Geschäft des Vaters, ein anderer wurde ein – auch über die Reichsstadt hinaus – bekannter Bildhauer.

Etwa ein Jahrzehnt nach Joseph Fivells Tod kam der Kaufmann Johann Baptist **Guerra** nach Offenburg. Er stammte aus Re im Val Vigezzo, einem westlich des Lago Maggiore gelegenen Tal, das wie das savoyische Passy für hohe Auswanderungszahlen bekannt ist und aus dem sich weitere Männer in Offenburg niederließen.

Auch Guerra wurde Bürger in Offenburg und erwarb ein Haus in der Stadt. Wahrscheinlich hatte er sich bereits zuvor in der Region aufgehalten. Es läßt sich nämlich ein Kaufmann gleichen Namens in Rastatt und auf Jahrmärkten in Lahr nachweisen.

Trotz Bürgerrecht und Hausbesitz scheint Guerras Einbindung in die Offenburger Gesellschaft eher oberflächlich geblieben zu sein. Seine Ehefrau blieb mit den Kindern im italienischen

Heimatort – und bezeichnenderweise wurde Guerra nur zweimal Pate in Offenburg – und das auch nicht bei Bürgerskindern, sondern dem Sohn und der Tochter eines Mannes, der als *Vagabundi* bezeichnet wurde.

Guerra betrieb gemeinsam mit Jacob **Maggino** aus Dissimo, einem Nachbarort von Re, sowie einem weiteren Italiener namens Barbieri eine Handelsgesellschaft in Offenburg. Die drei Männer führten neben den bereits für Joseph Fivell genannten Produkten vor allem typische s.g. italienische Waren wie Zitronen, Datteln, Pinienkerne oder Parmesankäse, außerdem ein reichhaltiges Angebot an exotischen Arzneimitteln, die ihren Ursprung zum Teil in Asien, Amerika oder dem Mittelmeerraum hatten.

Im Gegensatz zu Guerra scheint sich sein Kompagnon Barbieri gar nicht oder nur selten in Offenburg aufgehalten zu haben. Jacob Maggino taucht zwar immer wieder in den Quellen auf, er suchte jedoch nicht um das Bürgerrecht an, eben so wenig sind Immobilienkäufe oder die Übernahme von Patenschaften bekannt.

Im Jahr 1764 lösten Guerra und Maggino ihre Kompanie auf und kehrten in die Heimat zurück. In der gleichen Zeit kamen nun allerdings Söhne nach Offenburg, die ebenfalls als Kaufmänner tätig waren – jetzt jedoch in separaten Unternehmen.

Der junge Guerra wurde wie sein Vater Bürger, heiratete nun allerdings auch in eine deutsche Familie ein. Seine Ehefrau war die Schwägerin des angesehenen Offenburger Sonnenwirts und späteren Ratsherrn Beiderlinden. Guerra selbst nahm bald eine ökonomisch wie auch gesellschaftlich herausragende Stellung in der Reichsstadt ein und galt als führender Kaufmann. Er und seine Frau besaßen landwirtschaftliche Grundstücke und mehrere Häuser. Einen Eindruck vom großbürgerlichen Lebensstil der Familie geben bis heute erhaltene Ölgemälde, auf denen das Ehepaar porträtiert ist. Guerra trägt darauf eine Perücke und ist als Kaufmann, an einem Pult mit Schreibgeräten und Geschäftsbüchern stehend, dargestellt. Ende des Jahrhunderts wurde ihm sogar ein Ratsherrenamt angetragen, das er jedoch ablehnte.

Der junge Jacob Maggino unternahm zunächst wie sein Vater keinen Versuch, zum Bürger angenommen zu werden. Erst zwanzig Jahre nach der Übernahme des väterlichen Geschäftsanteils trat er mit einer entsprechenden Bitte vor den Rat und wurde zum Bürgereid zugelassen. Der junge Maggino beschränkte sich nicht auf den Kaufmannsberuf, sondern war auch Besitzer eines Gasthauses und einer Schleifmühle in Offenburg. Außerdem betrieb er

zeitweise mit einem Bruder und einem deutschen Mitgesellschafter eine sogenannte Tabakfabrik.

Verheiratet war er mit der Italienerin Franziska Farina, die zumindest zeitweise auch in Offenburg lebte. Sie war ein Mitglied der ebenfalls aus dem Val Vigezzo stammenden Farina-Dynastie, die sich in verschiedenen deutschen Städten niederließ – bekannt wurde v.a. die Kölner Linie für die Produktion von Kölnisch Wasser. Nach wie vor enge Kontakte des Ehepaars Maggino / Farina in die Heimat zeigten sich als 1786 ein gemeinsamer Sohn in Offenburg zur Welt kam und beide Taufpaten aus dem Val Vigezzo waren. Zudem blieb Franziska Farina auch nicht dauerhaft in der Fremde. Als Jacob Maggino 1792 in Offenburg starb, lebte sie bereits wieder in Italien.

Mit dem Tod Magginos setzten umfangreiche Aktivitäten des Offenburger Magistrats ein. Zunächst einmal mußte das Testament eröffnet und der Witwe in Italien sowie dem auf einer Messe in Südfrankreich weilenden Bruder Abschriften zugeschickt werden. Der von Maggino zum Testamentsvollstrecker bestimmte Dominik Pirroni, ein Handelsdiener der aus Italien stammenden und in Freiburg ansässigen Gebrüder Nino, mußte benachrichtigt werden. Schuldner mußten gemahnt und Gläubiger ausfindig gemacht werden.

Zum Problem entwickelte sich zunehmend das *unrichtige handlungsbuch* Magginos. Es waren dort die Namen von angeblichen Schuldnern verzeichnet, die es in den genannten Städten gar nicht gab. Inwieweit die Unregelmäßigkeiten auf Flüchtigkeitsfehler zurückzuführen sind oder ob sie gar einen wirtschaftskriminellen Hintergrund gehabt haben könnten, kann nicht geklärt werden. Auf jeden Fall erschwerte die Unzuverlässigkeit der Unterlagen die Eintreibung der Schulden erheblich.

Abgesehen davon waren die in den Quellen dokumentierten Verbindlichkeiten weit höher als die Forderungen. Allerdings ist keine abschließende Aussage über die Bilanz des Unternehmens möglich, da die Offenburger Quellen nur schlaglichtartige Einblicke in die Vermögensverhältnisse geben. Nicht aufgeführt ist etwa der in Italien befindliche Besitz. Jedenfalls zogen sich Streitigkeiten zwischen Gläubigern noch über Jahre hin und wurde der Stadt Offenburg die Möglichkeit gegeben, das von ihr verwaltete Vermögen Magginos bis zur Auszahlung für eigene Zwecke einzusetzen. 1797 wurden damit die von Seiten des Schwäbischen Kreises dringend angemahnten Kreisrückstände bezahlt.

Wenn die Zahl der Gläubiger Magginos auch groß war – insgesamt scheinen die Familien Fivell, Guerra und Maggino doch vergleichsweise wohlhabend und erfolgreich gewesen zu sein. Daß dies jedoch nicht für alle italienischen und savoyischen Händler gilt, zeigt das Beispiel von **Carl de le Monté**. Er stammte aus Magland – das liegt etwa zehn Kilometer nördlich des nun bereits mehrfach erwähnten Ortes Passy. Er tauchte 1756 erstmals in den Offenburger Quellen auf, als er sich ein Schriftstück ausstellen ließ, in welchem er einem Bruder die Vollmacht gab, eine in Metz im Kaufhaus stehende Kiste mit Glaswaren abzuholen. Doch nicht erst von diesem Zeitpunkt an war er in der Region tätig. In einem Quelleneintrag von 1759 erfährt man, er habe sich bereits acht Jahre im Offenburger und benachbarten Pfarrbezirken aufgehalten – offenbar als Wanderkrämer. 1759 ließ er sich nun dauerhaft in der Reichsstadt nieder, erwarb das Bürgerrecht und heiratete eine Tochter des Offenburger Kaufmanns Georg Steurer, mit der er einen Sohn hatte. Als seine Frau bereits zwei Jahre später starb, ging er eine Ehe mit einer Frau aus einem Nachbarort ein.

War Carl de le Montés Aufenthalt in Offenburg bis zu diesem Zeitpunkt unauffällig und durchaus erfolgversprechend verlaufen, so begannen sich in den folgenden Jahren die Schwierigkeiten im familiären und beruflichen Bereich zu häufen.

De le Monté und seine neue Ehefrau kümmerten sich offenbar nicht um das Kind aus erster Ehe, so daß dieses, wie die Großmutter klagte, *ihro gänzlich auf den hals* käme. Als der Junge einige Monate später starb, soll de le Monté ihm nicht einmal die *lezte Ehre erwisen* haben. Gegen Unterhaltszahlungen an die Großmutter stäubte er sich unter Hinweis auf seine angespannte finanzielle Situation. Und in den Ratsprotokollen ist auch tatsächlich von einem *Concurs* die Rede. De le Montés Kaufmannswaren wurden beschlagnahmt und versteigert, um aus dem Erlös die Gläubiger bezahlen zu können. Ein eigenes Haus besaß er offenbar gar nicht. In seinen Beruf fand er danach nicht mehr zurück. Statt dessen bekam er eine schlecht entlohnte Anstellung als Stadtwächter, so daß die Familie in den folgenden Jahrzehnten immer wieder wegen ihrer Bedürftigkeit Gegenstand des obrigkeitlichen Interesses wurde.

Zudem macht Carl de le Monté durch deviantes Verhalten von sich reden. Als er 1765 als Stadtwächter die in Offenburg einsitzende Marktdiebin Barbara Rheinhard, die s.g. Schleiferbärbel, laufen ließ, wurde er mit 25 *stockstraichen* bestraft. Zudem wurde ihm das Bürgerrecht aberkannt und ihm nur noch auf Wohlverhalten der Aufenthalt in der Stadt zugestanden.

Sechs Jahre später stand er erneut vor dem Rat, weil er übel hause und seine Frau *neuerlich geprügelt und alles verschlagen* habe. Und noch einmal zehn Jahre später war die Rede davon, daß de le Monté seinen Sohn schlecht erziehe und mit üblem Beispiel vorangehe.

Somit stellt sich das Leben des savoyischen Zuwanderers in Offenburg als sozialer Abstieg dar. Nach einem zunächst guten Start – gekennzeichnet durch die selbständige Tätigkeit als Krämer und die Heirat einer Bürgerstochter, führte sein weiterer Lebensweg rasch in die Armut und in eine Außenseiterrolle. Bestätigt wird dieser Eindruck durch die Tatsache, daß de le Monté kein einziges Mal Taufpate wurde.

Zumindest laut den Quellen hatte die savoyische Herkunft mit seiner Stellung in der Stadt allerdings nicht direkt etwas zu tun. Sie wurde nie thematisiert. Vielmehr scheinen finanzieller Mißerfolg, gepaart mit der Vernachlässigung der Pflichten als Familienvater, Ehemann und Stadtwächter, zu seiner Ausgrenzung geführt zu haben.

De le Monté ist in dieser Hinsicht eher eine Ausnahme. Wirtschaftlich wenig erfolgreich waren zwar auch andere der zugezogenen italienischen und savoyischen Händler. Solange sie jedoch ihre Familien ernähren konnten und nicht durch unangepasstes Verhalten auffielen, konnten sie dennoch geachtete Bürger sein.

Über den Sonderfall de le Montés hinaus zeigten bereits die Einblicke in die Biographien der Familien Fivell, Guerra und Maggino unterschiedliche Lebensentwürfe und Integrationsmuster.

Während Joseph Fivell bald nach der Einwanderung eine Bürgerstochter heiratete und offenbar sehr schnell enge geschäftliche und private Kontakte zu Einheimischen fand, integrierten sich die Familien Guerra und Maggino eher zögerlich.

Bei den Guerra fiel die Heirat mit einer Deutschen und die insbesondere im wirtschaftlichen und politischen Bereich sichtbar werdende Eingliederung in die Stadtgesellschaft in die zweite Einwanderungsgeneration. Selbst die in Offenburg geborene Enkelin des alten Guerra – die ja eine deutsche Mutter hatte – hielt noch Kontakte in die Heimat aufrecht. Als sie 1837 und damit 100 Jahre nach der Zuwanderung ihres Großvaters kinderlos starb, hinterließ sie einen Teil des Vermögens ihrem Vetter Franz Guerra aus Re im Val Vigizzo, der bereits seit seiner frühesten Jugend bei ihr gelebt hatte.

Daß die Einheirat in eine deutsche Familie und der Erwerb des Bürgerrechts entscheidende Integrationsschritte sein konnten, zeigt sich als Negativbild bei der Familie Maggino. Noch der

jüngere Maggino behielt ein Standbein in Italien. Seine Frau lebte mit den Kindern zumindest zeitweise dort und lange strebte er kein Bürgerrecht in der Reichsstadt an. Taufpaten aus der Heimat und ein italienischer Testamentsvollstrecker sprechen ebenfalls für enge landsmannschaftliche Verbindungen. Allerdings pflegte auch Maggino zahlreiche deutsche Kontakte. Man denke nur an den deutschen Mitinhaber seiner Tabakfabrik.

Doch nun weg von den Fallbeispielen hin zu allgemeiner formulierten Ergebnissen. Ein zentrales Stichwort meiner Dissertation – sie haben das auch schon bei meinem Vortrag bemerken können – ist das der Integration.

Integration wird dabei ganz allgemein als Zuschreibung von Rollen und Funktionen in sozialen Systemen verstanden – oder – etwas differenzierter – als Akkulturationsform, bei der der Betroffene in ständiger Interaktion mit der dominanten Gruppe, also der Offenburger Gesellschaft, steht, gleichzeitig jedoch die eigene Kultur bewahrt.

Die Möglichkeiten der Analyse von frühneuzeitlichen Integrationsvorgängen sind eingeschränkt – vor allem im Vergleich zu soziologischen Studien über aktuelle Migrationsbewegungen und Integrationschancen. Insbesondere Identifikationen und die Selbstwahrnehmung der Zuwanderer lassen sich mit Hilfe der Offenburger Quellen schwer ermitteln. Hinweise finden sich dagegen zu drei Bereichen: zu ökonomischen und formalen, aber auch zu sozialen Integrationsvorgängen. Ökonomisch meint etwa die berufliche Praxis, geschäftliche Organisationsformen und wirtschaftliche Kontakte. Mit formal ist v.a. der rechtliche Status der Zuwanderer angesprochen, konkret die Möglichkeit, Bürger zu werden. Aufschlüsse über soziale Integrationsvorgänge können insbesondere Heirats- und Patenschaftsverbindungen geben.

Bezüglich der ökonomischen Integration lassen sich enge geschäftliche Kontakte mit Kaufleuten der gleichen Herkunft nachweisen, angefangen von Lieferanten, über gemeinsame Handelsgesellschaften bis hin zur Bevorzugung von Handelsdienern aus den jeweiligen Herkunftsgebieten.

Allerdings beschränkte sich die wirtschaftliche Zusammenarbeit keineswegs darauf. Es gab ebenso Lieferanten, Teilhaber und Angestellte anderer Herkunft – seien es Einheimische oder ebenfalls Zugezogene. Eben so wenig waren Schuldner-Gläubiger-Beziehungen einseitig landsmannschaftlich geprägt.

Die Zuwanderer waren somit wirtschaftlich in der Einwanderungsregion völlig eingebunden, hielten jedoch gleichzeitig enge Verbindungen zu Landsleuten aufrecht. Man könnte auch von einer doppelten ökonomischen Integration in die Aufnahmegesellschaft wie in die Herkunftsregion sprechen.

Bei dem Stichwort formale und soziale Integration stellt sich zunächst die Frage, inwieweit man in potentiellen Einwanderungsorten bereit war, Fremden durch die Gewährung des Bürgerrechts und Einheiraten Integrationsmöglichkeiten zu geben. Die Antworten fallen von Stadt zu Stadt unterschiedlich aus.

Grundsätzlich war es für Migranten katholischen Glaubens, wie sie nach Offenburg kamen, schwieriger, sich in einer protestantischen Stadt niederzulassen als in einer katholischen. So gewährten protestantische Städte wie z.B. Frankfurt a.M., Stuttgart, Heilbronn oder Nördlingen Italienern und Savoyern i. d. R. allenfalls einen Status als Beisassen oder Schutzbürger. Die Möglichkeiten, über die Heirat einer Bürgerstochter das Bürgerrecht zu erlangen, waren durch die konfessionelle Grenze ebenfalls eingeschränkt. Deshalb finden sich Italiener und Savoyer in größerer Zahl v.a. in katholischen Gebieten oder in bikonfessionellen Städten wie etwa Augsburg.

Allerdings war die konfessionelle Frage nicht alleine entscheidend für die Möglichkeiten der Einbürgerung. So hat Martin Zürn durch die Auswertung von Bürgerannahmegesuchen ermittelt, daß sich das katholische Freiburg gegen savoyische Zuwanderer möglichst abschottete, was er auf begrenzte wirtschaftliche Möglichkeiten und äußere Bedrohungen zurückführt. Daß gleichzeitig im wirtschaftlich ebenfalls stagnierenden Konstanz hohe Einwanderungszahlen zu verzeichnen sind, verweist darauf, daß in jedem Fall ein ganzes Bündel an Umständen und Motivationen die Haltung gegenüber Fremden beeinflussen konnte.

Wie erwähnt wurden in Offenburg nur Katholiken als Bürger angenommen. Ihrer Ansiedlung stand der städtische Rat jedoch offen gegenüber. Für katholische Kaufleute, die ein ausreichendes Vermögen nachweisen konnten, stellte der Erwerb des Bürgerrechts i.d.R. bis Ende des 18. Jahrhunderts keine größere Hürde dar. Woher Zuwanderer kamen spielte im Grunde kaum eine Rolle. Entscheidend war, ob sie der städtischen Wirtschaft vermeintlich nützten oder schadeten.

Erleichternd kam in Offenburg für die zuwandernden Kaufleute hinzu, daß sich die alteingesessenen Familien überwiegend auf Handwerksberufe konzentrierten. Nur einige

wenige waren über mehrere Generationen im Handel tätig, und der Einstieg eines Handwerkersohns in den kaufmännischen Bereich lag für die große Mehrheit der Bevölkerung offenbar jenseits denkbarer Lebensentwürfe. Wahrscheinlich fehlten dafür auch die notwendigen Kontakte und Verbindungen. Und so wurde diese Lücke durch Händler aus der Schweiz, Tirol, Bayern, dem Elsaß und dem heutigen Baden, vor allem aber eben auch aus Italien und Savoyen geschlossen.

Veränderungen im Laufe der Zeit ergaben sich allerdings insofern, als Ende des 18. Jahrhunderts der Offenburger Kaufmannsstand wirtschaftlich wie politisch zunehmend bedeutender und einflußreicher wurde und sich nun zum Teil erfolgreich gegen die Bürgerannahme auswärtiger Konkurrenten zur Wehr setzte.

Neben der Frage, ob Migranten der Zugang zum Bürgerrecht gewährt wurde, ist es auch von Interesse, ob sie immer das Bürgerrecht erwerben wollten. Sie kann am Offenburger Beispiel überwiegend positiv beantwortet werden. Eine gewisse Zurückhaltung läßt sich allerdings bei den Italienern feststellen. Neben der Familie Maggino gäbe es noch weitere Beispiele und auch in Studien zu anderen Städten findet sich dieses Phänomen. Offenbar waren gerade bei Italienern die Verbindungen in die Heimat eng und sahen viele die Migrationsstädte weniger als endgültigen Heimatersatz als vielmehr als Durchgangsstation an, der sie nach einigen Jahren oder im Alter wieder den Rücken kehrten. Ebenso fanden sich aber auch sehr viele Italiener, die rasch das Bürgerrecht erwarben und dauerhaft am neuen Wohnort blieben.

Ganz ähnliche Ergebnisse zeigen sich im Heiratsverhalten. Während Savoyer sich oft als ledige, junge Männer in der Fremde niederließen und sich weitgehend in den deutschen Heiratsmarkt integrierten, sind die Befunde bei den Italienern differenzierter.

Relativ viele waren bei der Ansiedlung bereits mit italienischen Frauen verheiratet, die ihnen entweder folgten oder in der Heimat blieben. Rein italienische Paare wählten dann auch oft Landsleute als Paten ihrer Kinder und pflegten enge landsmannschaftliche Kontakte.

Andere Italiener waren dagegen bei ihrer Ankunft unverheiratet, heirateten wie die Mehrzahl der Savoyer einheimische Frauen, wählten deutsche Paten und wurden selbst Paten bei Bürgerskindern.

Trotz dieser tendenziellen Unterschiede der sozialen Integration bei Savoyern und Italienern trifft für beide Gruppen das bereits im Zusammenhang der ökonomischen Kontakte angesprochene Konzept einer doppelten Integration zu. Migration scheint vor allem dann

sinnvoll und erfolgversprechend gewesen zu sein, wenn eine Einbindung in die Gesellschaft des Zielortes bei gleichzeitiger landsmannschaftlicher Rückbindung realisiert werden konnte.

Im Rahmen einer solchen Strategie der doppelten Integration konnten die individuellen Unterschiede dann groß sein – wie die Beispiele der Familien Fivell, Guerra, Maggino und de le Monté angedeutet haben. Ob und wie oft die einzelnen Taufpaten wurden, wen sie heirateten oder zu wem sie Kontakte pflegten, hing schließlich nicht alleine von rationalen Überlegungen, äußeren Umständen oder Strategien ab. Von ebenfalls großer Bedeutung waren individuelle Fähigkeiten und Charaktereigenschaften sowie persönliche Sympathien. Sie bestimmten in erheblichem Ausmaß, welchen Platz Zuwanderer letztendlich in der Aufnahmegesellschaft einnahmen.

Sie fragen sich nun vielleicht, ob es zwischen Einheimischen und Zuwanderern gar keine Konflikte gab, ob die Offenburger die Migranten tatsächlich immer unvoreingenommen und ohne Vorbehalte empfangen haben.

Ganz so war es nicht. Auch in Offenburg waren fremdenfeindliche Stereotype durchaus präsent. So wurde zum Beispiel ein Savoyer vier Jahre nach der Heirat einer Bürgerstochter und zwei Jahre nach Erwerb des Bürgerrechts als *hergeloffener* welscher Lump und Bürgerverderber beschimpft. Ein anderer aus Savoyen stammender Kaufmann wurde als *hergelaufener marmotels bub* bezeichnet – eine Anspielung auf Savoyardenjungen, die zur damaligen Zeit über die Alpen nach Norden wanderten und in Städten und auf Dörfern Murmeltiere vorführten – und versuchten damit ein wenig Geld zu erbetteln oder zu verdienen. Allerdings waren dies eher Ausnahmen. In der überwiegenden Mehrheit der Konflikte zwischen Einheimischen und Zuwanderern – die es selbstverständlich gab – spielte die fremde Herkunft keine Rolle. Vielmehr handelte es sich meist um gewöhnliche Nachbarschafts- oder typische Ressourcenkonflikte, wie sie in der frühneuzeitlichen Gesellschaft zwischen den verschiedenen Gruppen und Berufszweigen gang und gäbe waren.

Ein Beispiel dafür sind die Klagen des Offenburger Apothekers Grettler gegen Guerra und Maggino. Der Apotheker wandte sich mehrfach gegen den Arzneimittelhandel der Italiener. Die in diesem Zusammenhang entstandenen Quelleneinträge zeigen übrigens, daß auch schon im 18. Jahrhundert Apotheken als ausgesprochen teuer galten. So ist davon die Rede, die Apotheker würden ihre Waren *erweißlicher dingen ... in enormem Preyß* abgeben. Grettler dagegen betonte insbesondere die von der Abgabe von Arzneimitteln durch Kaufleute ausgehenden Gefahren – so würden etwa an ledige Weibspersonen abführende Produkte

abgegeben, die auch zum Zweck der Abtreibung eingesetzt werden könnten. Die Kaufmänner seien sich der Wirkung bestimmter Medikamente oft *ohnbewust*.

Ist in den Ratsprotokollen explizit von der Abwehr von Fremden und Ausländern die Rede, waren nicht die ansässigen Italiener und Savoyer gemeint, sondern Handwerker und Krämer von außerhalb, die lediglich ihre Waren anbieten wollten. Auf die Einschränkung dieser Konkurrenz drängten die Offenburger Händler immer wieder und dann wurden zum Teil auch konkret Welsche und Savoyer genannt – allerdings ebenso Juden und *andere fremde Krämer*, auch aus der direkten Umgebung Offenburgs. Somit sprechen auch diese Fälle weniger für Fremdenfeindlichkeit als vielmehr für das frühneuzeitliche „Nahrungsdenken“ der ansässigen Gewerbetreibenden.

Wenig überraschend ist, daß sich die zugewanderten und inzwischen niedergelassenen Händler in dem Bemühen, Konkurrenten abzuwehren, nicht von alteingesessenen Offenburgern unterschieden. So bat der Savoyer Jacob Provence darum, die fremden Tabakkrämer auszuweisen, der junge Guerra wandte sich gemeinsam mit einem deutschen, drei Tiroler und einem savoyischen Kaufmann gegen eine Ausweitung des Handelsgeschäftes des Offenburger Krämers Georg Burck. Die Konfliktlinien verliefen somit nicht zwischen Personen deutscher und nichtdeutscher Herkunft, sondern zwischen bereits etablierten Kaufleuten und solchen, die von auswärts kamen, oder zwischen ansässigen Gewerbetreibenden, die um Zuständigkeitsbereiche stritten.

Damit komme ich zum Schluß:

Vor dem Hintergrund der (einleitend angedeuteten) starren Abgrenzung der katholischen Reichsstadt Offenburg gegenüber Juden und Protestanten, spricht das Offenburger Beispiel für die These, „daß religiöse bzw. konfessionelle Unterschiede in der Frühen Neuzeit in wesentlich stärkerem Maße als trennendes Element wahrgenommen wurden als ethnische Fremdheit“.

Vielen savoyischen und italienischen Zuwanderern, die in der vorindustriellen Zeit in den deutschen Südwesten kamen, gelang der Schritt vom Fremden zum Einheimischen erstaunlich schnell – zum Teil schon in der Einwanderungsgeneration oder spätestens in der Generation danach. Und heute sind die Nachkommen von Zuwanderern wie etwa den italienischen Tonoli, den savoyischen Sautier, Battiany, Martin – oder Martin – „waschechte Badener“, die über ihre Herkunft gar nichts mehr wissen oder diese erst mühsam genealogisch wieder entdecken.

Somit hat sich in unserem Freiburger Forschungsprojekt gezeigt, daß in der Frühen Neuzeit Karl Valentins Aussage sehr häufig Gültigkeit hatte: *Ja ein Fremder ist nicht immer ein Fremder.*

Vgl. jetzt: Irmgard Schwanke, *Fremde in Offenburg: religiöse Minderheiten und Zuwanderer in der frühen Neuzeit.* Konstanz UVK-Verl.-Ges. 2005.

DISKUSSION

Herr Kallenbach: Ich war sechs Jahre in Offenburg tätig. Feldstudien habe ich keine betrieben, dazu hatte ich keine Zeit. Ich war Kaplan in der Dreifaltigkeits-Kirche, aber es ist mir so manches an Kenntnissen zugewachsen. Es gab sicher in Offenburg eine Judengemeinde im Mittelalter, denn die Mikwe ist noch vorhanden für das Ritualbad. Es wurde später als Wasserreservoir für ein Waschhaus verwendet. Die Juden wurden, so glaube ich zu wissen, vertrieben. Sie hatten später als Synagoge nur einen ehemaligen Gasthaussaal. Sie haben da nicht groß bauen können, waren also schon nicht mehr so zahlreich.

Ferner kenne ich ein paar Namen von Offenburger Familien. Es gab z.B. in Offenburg eine Mosaik- und Glasmalerfirma Schell und Vitali, die viel gearbeitet hat. Von ihr muss ein Taufstein in der Karlsruher Bonifazius-Kirche stammen. Ob er noch vorhanden ist, dafür kann ich nicht garantieren. Es gab also in Offenburg den Namen Schell und Vitalin und ein anderer Name ist Tomoli. Diese kannten ihre italienischen Wurzeln noch, obwohl sie nicht mehr italienisch konnten, sie stammten eben aus Norditalien. Dann gab es eine zeitlang in Offenburg einige Künstler, die vor allem im kirchlichen Auftrag gearbeitet haben, so der erzbischöfliche Baumeister Schroth, der im Land sechzig Kirchen gebaut hat. Im Karlsruher Bereich ist von ihm die Bonifatius-Kirche, die Ettlinger Herz-Jesu-Kirche und das Polizeipräsidium, das ja ursprünglich großherzoglicher Oberstiftungsrat war. Und dieser hat mit Offenburger Künstlern gearbeitet. Ich nenne drei Namen: Moroder, dann Peter Valentin und sein Sohn Angelo und drittens Pitscheider, der war ein Ornamentschnitzer. Dann gab es einen westfälischen Einwanderer, Hermann Kramer und sein Sohn Anton. Die hatten in der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg sehr viel in kirchlichem Auftrag gearbeitet. Ich bin sicher, dass auch hier einige Sachen von Valentin stehen, denn er hat eine typische Art, die ich auf Anhieb erkenne, wenn ich es sehe. Dann gehört zu den Zuwanderern auch Burda, der war vorher in Philippsburg, hatte eigentlich tschechische Wurzeln und hat dann eine Offenburgerin geheiratet. Und schließlich kennen wir eine Familie Moosbrugger, und ich nehme wohl an, dass diese mit Kaspar Moosbrugger, also den Vorarlbergern zusammenhängen. Also: Die Italiener waren vor allem in den Bereichen Steinarbeit, Mosaik, Glasmalerei tätig. Auch von Daxlanden ist übrigens ein Glasmaler zugewandert, der hieß Vollmer. Damit war in Offenburg anscheinend ein gewisses Zentrum für kirchliche Ausstattung. Man konnte also in Offenburg Altäre bauen lassen und Kirchengestaltungen bestellen.

Prof. Krimm: Sie haben den Bogen nach außerhalb geschlagen und sprachen einerseits vom Mittelalter, aber auch von der modernen Zuwanderung. Kehren wir wieder zurück zur frühen Neuzeit.

Dr. Kaller: Mich würde einmal interessieren, ob Sie etwas zur Sprache der Integration sagen können, denn in Offenburg wird italienisch nicht besonders gut verstanden worden sein, wenn man Kaufmann war und ähnliches. Auf der anderen Seite ist es offensichtlich so, dass man diese ausländische Herkunft schneller vergaß, weil man nicht dauernd daran erinnert wurde. Ich habe in jüngeren Jahren mal in Otterberg, das ist eine Hugenottenstadt, gearbeitet, dort hat man bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts an der französischen Predigt in der französisch reformierten Kirche festgehalten. Und wenn die Leute auch sonst nicht mehr richtig französisch konnten, so wurden sie am Sonntag immer noch daran erinnert, dass sie Hugenotten waren.

Frau Roellecke: Ihr Thema war: Der Fremde in der neuzeitlichen Reichstadt Offenburg. Mich würde interessieren ob es einen Unterschied macht, ob ich als Fremder in eine Reichsstadt komme oder z.B. in eine Residenzstadt z.B., und wie die Integration unterschiedlich verlaufen ist?

Prof. Roellecke: Nur um zu verdeutlichen. Auf dem Lande waren die Leute nicht besonders integrationsfreudig, weil jedes Bürgerecht bedeutete, dass der Anteil an der Allmende sich verkleinerte. Das waren echte finanzielle Einbussen. In der Stadt scheint das anders gewesen zu sein, aber dann taucht die Frage auf, welche Bedeutung hat überhaupt das Bürgerrecht? Welche Rechte waren damit verbunden, etwa politische Mitwirkungsrechte, wie dies bei Zünften vielfach der Fall gewesen war? Und eine zweite Frage: Es gab ja ein Fremdenrecht im Reich. Also Man hat Ausländer gewissermaßen danach unterschieden, ob sie einen Herren hatten, woher dieser Herr kam, oder ob sie keinen Herrn hatten. Wenn das Letztere der Fall war, dann waren sie besonders schlecht dran. Sonst galt für sie das Fremdenrecht, aber immerhin hatten sie dann noch Rechte. Und dann gab es das Judenproblem, in katholischen Gebieten auch das Protestantenproblem; das sind ja alles Rechtsprobleme gewesen und nicht nur soziale Probleme. Da würde ich gerne etwas darüber von Ihnen hören, wie sich das ausgewirkt hat?

Dr. Schwanke: Zunächst einmal vielen Dank für die Hinweise. Die Namen, die ich da genannt habe, die bildeten ja nur einen ganz kleinen Ausschnitt derer, die tatsächlich nach Offenburg kamen. Zur sprachlichen Integration, das habe ich vorher schon angedeutet, erfährt man leider ganz wenig in den Quellen. Und dies gilt nicht nur für die Offenburger Quellen, sondern das geht meinen Kollegen, die in Augsburg, Freiburg, Konstanz, Breisach geforscht haben, ganz genau so. Aber natürlich ist es auf jeden Fall so, dass die Zuzügler erst mal italienisch oder französisch sprachen, wenn sie nach Offenburg kamen. Oft war es dann auch so, dass die einzelnen Zuwanderer, wenn sie ihre Unterschrift leisteten, dann nicht als „Franz“ unterschreiben sondern eben als Francesco, und man hat schon den Eindruck, dass sie untereinander das Italienische gepflegt haben. So gibt es z.B. einen Schuldschein zwischen zwei in Deutschland ansässigen Italienern, der eben auf italienisch abgefasst war. Wie nun allerdings die Verständigung mit den Offenburgern war, darüber erfährt man wirklich so gut wie nichts. Man muss einfach davon ausgehen, dass sie schon einige Deutschkenntnisse mitbrachten, wenn sie gekommen sind. Es gibt den einen Fall von eben dieser Familie Fanelli, die kamen allerdings

erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Offenburg, und da war es tatsächlich so, dass der Vater schon Wanderkrämer im badischen Raum gewesen war. Der hatte seine Niederlassung in Rastatt und der Sohn kam, als er 13-14 Jahre alt war, das erste Mal mit nach Deutschland, und der hat dann eine zeitlang in Offenburg gelebt und hat in Offenburg die Schule besucht. Man kann nur vermuten, dass das möglicherweise der Erlernung der deutschen Sprache gedient hat. Aber ansonsten habe ich da leider keine Informationen.

Dann zu der Frage Reichsstadt - Residenzstadt. Da gehen allerdings, wenn man sich das in verschiedenen Städten anguckt, die Meinungen ziemlich auseinander. Zum Teil heißt es, und das würde ich eigentlich favorisieren, die Reichsstädte hätten ja grundsätzlich mehr Selbstständigkeit. Sie konnten mehr oder weniger selbstständig entscheiden, wen sie aufnehmen wollen und wen nicht. Das konnte natürlich unterschiedliche Auswirkungen haben. Wenn eine Reichsstadt gut besetzt war mit Kaufleuten und Handwerkern, dann hat sie eher versucht, Fremde von sich fernzuhalten. Wenn sie dagegen, wie wir es am Beispiel Offenburg sehen, durch große Bevölkerungsverluste gekennzeichnet ist und eher ein Bedarf bestand an Kaufleuten oder auch an Baumeistern oder ähnlichem, dann waren die Möglichkeiten ganz gut, in einer Reichsstadt aufgenommen zu werden. In Residenzstädten oder größeren landesherrlichen Städten war es oft so dass der jeweilige Fürst ein Interesse daran hatte, Fremde hereinzuholen, schon allein aus steuerlichen Gründen, wobei es in der Stadt selbst auch Widerstände dagegen gab. Das sind soweit die wesentlichen Unterschiede, denn man kann nicht generell sagen, in Reichsstädten sei es einfacher gewesen, Eingang zu finden als in anderen Städten oder umgekehrt.

Das ist dann auch schon ein Teil der Antwort auf die Frage von Herrn Professor Roellecke nach der Allmende und ähnlichem auf dem Land und entsprechenden Bürgerrechten in der Stadt. Denn auch hier hing es eben stark von der jeweiligen Stadt ab, wie man sich verhielt. . In Offenburg war es ähnlich wie z.B. auch in Konstanz, das 1689 und auch schon im 30jährigen Krieg stark gelitten hatte, so dass dort ein Bedarf bestand an Zuwanderern. Insofern wurden diese dann auch aufgenommen.

Dann fragten Sie nach der Bedeutung des Bürgerrechts. Also gerade in Offenburg war es so, dass man zum einen, was Sie schon angedeutet hatten, eben politische Mitwirkungsrechte hatte, denn über die Zünfte wurde dann von den Bürgern der Magistrat gewählt. Abgesehen davon ist die Sache doch etwas schwierig. Grundsätzlich ist es natürlich so, dass das Bürgerrecht als Voraussetzung dafür gilt, um dann eben Zunftmitglied zu werden und einen Handwerksberuf betreiben zu können. Dann gibt es gerade auch bei den Kaufleuten eben auch andere Beispiele wie dieser Maggino, der lange in Offenburg leben konnte ohne das Bürgerrecht zu haben. Der hatte dann natürlich nicht diese politischen Einflussmöglichkeiten, hat aber auch jahrelang in der Stadt gewohnt und hat dann auch als der junge Maggino schon Haus- und Grundbesitz in der Stadt gehabt.

Was das Fremdenrecht im Reich angeht, muss man sagen, dass das in den Offenburger Quellen überhaupt nicht reflektiert wurde. Also ich habe den Eindruck, dass man da sehr pragmatisch an die Sache heran gegangen ist. Wenn da ein Fremder kam und sich in der Stadt niederlassen wollte, dann hat er sich vor dem Magistrat vorgestellt. Und wenn dieser den Eindruck hatte, dass der Bewerber ganz gut in die Landschaft und in das Wirtschaftsleben in der Stadt passt,

genügend Vermögen hatte und natürlich katholisch war, dann wurde er als Bürger angenommen, ohne dass man sich da weitere Gedanken machte.

Prof. Krimm: Eine Frage zur Doppelfunktion der Stadt Offenburg als Reichsstadt und als Sitz des österreichischen Oberamts. Mit der österreichischen Präsenz in der Ortenau setzte doch wohl auch die Zuwanderung von Beamten aus der vorderösterreichischen Verwaltung ein. Hat sich das spürbar ausgewirkt oder war diese Episode zu kurz?

Und noch etwas ganz anderes: Lässt sich die Bedeutung der Zuwanderung für Offenburg in ein maßstäbliches Verhältnis zu anderen oberrheinischen Zentren setzen, z.B. zum städtischen Zentrum an sich, zu Straßburg?

Zu Ihrer Quellenauswahl und –interpretation: Bei einer relativ kleinen Stadt eine schmale Menschengruppe im eher kurzen Zeitraum von 150 Jahren zu untersuchen, ist methodisch besonders interessant. Auch beschäftigen Sie sich ja nicht mit den „klassischen“ Fremden, mit „Jaunern“ und Vaganten, sondern mit einer sozialen „Creme“ (vergleichbar unseren indischen Green-Card-Spezialisten). Wie setzt sich Ihr Quellenfundus hier zusammen?

Herr Teutsch: Es ist ja das Problem der Residenz angeschnitten worden und damit auch die Frage nach irgendwelchen sprachlichen Besonderheiten. Da ich gerade zufällig hier im Generallandesarchiv bin, um über Mannheim Akten einzusehen, möchte ich dazu etwas bemerken. In Mannheim war es ja ähnlich gewesen wie Dr. Kaller von Otterberg erwähnte, da war ja nach dem 30jährigen Krieg die Wiederbesiedelung durch die Hugenotten der entscheidende stadthistorische Einschnitt gewesen. Und das hatte ja auch zur Folge, dass dort entsprechende Kirchengemeinden entstanden sind, die nach der Nationalität bzw. nach den Sprachen gegliedert waren. Da war natürlich auch der Schulunterricht französisch, der Gottesdienst ohnehin. Und weil Sie jetzt nach Quellen gefragt haben: Es gibt fragmentarisch Hinterlassenschaftsakten sowohl im Generallandesarchiv als auch in Mannheim, und da kann man dann die entsprechenden Dinge ablesen. Die Rechnungen sind selbstverständlich in französisch geschrieben worden. Und da wo in der Verwaltung auch deutschsprachige Beamte saßen, mussten dann die Dinge eben übersetzt werden. Die Übersetzungen finden Sie dann auch in den Hinterlassenschaftsakten. Im übrigen sind dort auch die Juden vertreten, weil das vorhin auch angeschnitten wurde. Diese haben ihre Rechnungen, soweit sie dabei liegen, in hebräischen Buchstaben oder Zeichen verfasst. In Mannheim ist dann die französisch-reformierte Gemeinde 1821 mit der Kirchenunion untergegangen. Also die Sprache wurde beibehalten und ich erinnere mich bei den Italienern an eine Anzeige in einer italienischen Bibel. Die Italiener haben gegenüber den Hugenotten in Mannheim keine eigene Kirchengemeinde gegründet, vielleicht war dies einfach auch wegen der Größe nicht vorgesehen. Es gab ja hier nur eine einzige katholische Kirchengemeinde, und da sind alle, ob das Franzosen waren oder Italiener oder Deutsche, in den lateinischen Gottesdienst gegangen. Die Residenzstadt Mannheim hatte durch den Hof und die großen Baumaßnahmen natürlich einen entsprechenden Fachkräftebedarf. Diese sind eben auch aus dem italienischen Raum gekommen und haben andere nach sich gezogen, die auch immer verwandtschaftlich zusammenhängen. Das heißt, dass man diese Clanbildung verfolgen kann, und das Funktionieren der verwandtschaftlichen Bande kann man natürlich sehr gut nachvollziehen. Allerdings ist dies nicht sehr übersichtlich, weil man eben manche Dinge nicht weiß. Und da

viele Forscher auch keine Genealogen sind, wird es in der Regel wenig beachtet und fällt unter den Tisch. Es ist aber absolut notwendig danach zu fragen und diese Dinge im Auge zu behalten, so mühsam das auch ist mit den Datenauszahlungen. Ich mache das nämlich auch und ich weise damit die Querverbindungen nach Italien nach, denn auf diese Weise lassen sich die Landsleute überall feststellen und nachweisen.

Dr. Schwanke: Mannheim hat da sicher eine Besonderheit was die Integrationsfragen u.s.w. angeht. Aber was Sie sagten war sehr interessant, für uns natürlich auch, nur ist es kaum zu vergleichen mit einer Stadt wie Offenburg. Dann aber zu den Fragen von Herrn Krimm: Was die habsburgische Zeit angeht, war das natürlich schon so, dass Beamte der Landvogtei Ortenau in Offenburg ansässig waren. Aber wie Sie selbst schon vermutet haben, war es in der Regel so, dass es sich um eine relativ begrenzte Zeit handelt und dass sie vom Status her eine eigene, relativ abgeschlossene Gruppe waren. Da findet man also nur ganz wenige Kontakte in die Offenburger Bürgerschaft, und wenn überhaupt, dann allenfalls in die allerhöchsten Schichten der Offenburger Gesellschaft, jener um den Schultheiß usw. Also eine Integration in dem Sinn hat da nicht stattgefunden. Was Straßburg angeht, da gibt es ganz wenig an Untersuchungen, es gibt zur Zeit eine Untersuchung in Freiburg, die sich mit der Frage der Veränderung des Bürgerrechts am Beispiel von Straßburg beschäftigt, aber doch erst im 19. Jahrhundert. Aber es scheint schon so zu sein, dass Straßburg als eine sehr große Stadt auch eine große Anziehungskraft für Fremde hatte. Zum Vergleich: Auch Breisach, das meine Kollegin bearbeitet hat, war ja eine ganze Zeit lang unter französischer Herrschaft. Und da stellt man schon fest, dass gerade in den französischen Jahren oder Jahrzehnten zum einen die Zuwanderer aus dem französischsprachigen Savoyern und auch aus Frankreich selbst sehr groß war. Doch nochmals zurück zu den Quellen: Es ist schon so, dass ich in Offenburg auch kirchliche serielle Quellen bearbeitet habe. Es gibt vergleichsweise wenig an Aktenmaterial. Meine Hauptquelle waren Ratsprotokolle. Die haben mehr hergegeben, als ich am Anfang befürchtet habe. Allerdings war dies eine sehr aufwendige Angelegenheit, zumal wenn man sich mit einem relativ kleinen, begrenzten Thema beschäftigt. Das Problem bei diesem Thema besteht ja darin, dass es kaum Quellenbestände gibt, die explizit auf diese Fragen antworten, sondern man muss im Grunde doch allen Quellen nachgehen, die man eventuell zur Verfügung. Da gibt es Kontraktprotokolle, Kaufverträge und viele ähnliche Dinge.

Natürlich habe ich mir auch die Kirchenbücher angeschaut, auch im Hinblick der Patenschaftsverbindungen. Da gibt es Offenburg ein paar ganz schöne Fälle, die etwa Hinweise auf Handelsbeziehungen u.s.w. geben. Allerdings ging es bei meiner Fragestellung eben vor allem um die Möglichkeiten der Integration in der Bürgerschaft oder der Offenburger Gesellschaft. Und wenn man dann solche als Verwandte oder Wanderhändler nachweist, die irgendwann einmal in die Stadt kommen, sich dort kurzzeitig aufhalten, so waren dies keine Leute, die sich da integrieren wollten oder konnten. Sozusagen habe ich mich schon auf diese rechtlichen Probleme konzentriert

Aber natürlich ist es so, dass man bei der Quellenlektüre eine ganze Menge an Informationen bekommt. Aber das hängt auch ein wenig von Zufälligkeiten ab. Also wenn man z.B. das Beispiel mit den Zurzacher Messen anguckt, da war es im ganz konkreten Fall eben so, dass da ein Kaufmann aus Basel nach Offenburg kam und Schulden einklagen wollte, die einer dieser

Savoyer bei ihm hatte. Und da hat er eben vereinbart, dass die Forderungen gegeneinander ausgetauscht wurden.

Was nun die Quantifizierung angeht: also quantifizieren kann man da eigentlich nicht. Ich habe das zwar versucht, aber ich würde nie hingehen und sagen: 40 % der Italiener haben eine deutsche Frau geheiratet, oder etwas in dieser Richtung. Man kriegt da nur so Tendenzen, und kann sich dann die anderen Beispiele anschauen. Was sich jedoch in meinem Fall positiv auswirkte war, dass ich eben da noch eine Kollegin hatte, die andere Städte sich angeschaut hat und dass wir uns da austauschen konnten.

Prof. Roellecke: Integration ist ja ein modernes, zeitgenössisches Problem. Und wir wissen, was für Schwierigkeiten wir haben, Türken, Afrikaner zu integrieren. Nur spielt da bei unseren heutigen Problemen die kulturelle Differenz eine gewaltige Rolle. Meine Frage jetzt: War es eigentlich im 18. Jahrhundert auch so? Also nach meiner eigenen Kenntnis müsste es genau umgekehrt gewesen sein. Es gab zwar ein Kulturgefälle, das ging aber von Frankreich nach Deutschland, und auch von Italien nach Deutschland, so dass, wenn ein Franzose damals nach Deutschland kam, er eine radikal andere Stellung hatte als wenn heute ein Serbe hierher kommt. Dann kam noch dazu, dass da sehr viele Leute hierher geholt wurden, so dass man also sozusagen kein Flüchtlingsproblem hatte. Aber die Frage nach dem kulturellen Gefälle bleibt natürlich bestehen und damit auch die Frage nach den Motiven, aus denen heraus die Leute nach Deutschland gekommen sind?

Dr. Schwanke: Ich denke, der ganz entscheidende Unterschied, wenn man das mit dem heutigen Integrationsproblem vergleicht, besteht wirklich in der Religion und der Konfession. Man sieht das auch heutzutage darin, dass sich in der Regel katholische Italiener sehr viel leichter integrieren als muslimische Türken, die nach Deutschland kommen. Und im 18. Jahrhundert scheint es wirklich so gewesen zu sein, dass die religiösen Unterschiede die wesentliche Grenze darstellten, während kulturelle Unterschiede und unterschiedliche kulturelle Lebensweisen und Lebensformen gar nicht die Bedeutung hatten, wie es bei uns heutzutage der Fall ist. Es gibt da genügend Beispiele, z.B. von Afrikanern, die auch schon im 18. Jahrhundert nach Deutschland kamen. Dabei handelte es sich natürlich um eine ganz kleine Zahl von Menschen. Aber es war schon so, dass von irgendwelchen Forschungsreisenden oder Kaufleuten sogenannte Mohren, wie das in den Quellen heißt, mitgebracht wurden, und die galten dann als so eine Art Statussymbol. Z.B. gab es am Württembergischen Herzogshof einige von diesen „Hofmohren“, die da gelebt haben. Da gibt ganz interessante Studien, die zeigen, dass auch diese Schwarzen sich relativ gut integriert haben. Die haben dann auch die jeweilige Konfession angenommen, haben deutsche Frauen geheiratet und sind zum großen Teil dann da geblieben, ein Hinweis darauf, daß die kulturellen Aspekte nicht diese Bedeutung hatten wie bei uns heutzutage. Dann, was die Motive anbelangt: Wenn man sich die Offenburger Zuwanderung anschaut, dann ist das ganz klar so, dass die Motive im wirtschaftlichen Bereich liegen. Entweder haben diese Leute aus Armut ihre Heimat verlassen, was allerdings gar nicht so bedeutend war, wenn man sich die Offenburger Fälle anschaut; vielmehr würde ich das eher als eine Art Strategie ansehen, um im ökonomischen Bereich weiterzukommen. Wenn man eben gesehen hat, dass man in der Heimat keine Möglichkeiten besitzt, um das Geschäft weiter aufzubauen oder überhaupt ein Geschäft zu eröffnen das Bestand hat, dann war das für savoyische und italienische junge Männer durchaus eine Alternative zu sagen: ich gehe jetzt über die Alpen, investiere da und

betreibe dort ein Geschäft. Dabei handelt es sich nicht unbedingt um nackte Armut als Ausgangssituation. Es heißt zwar immer, die Leute von jenseits der Alpen seien so arm gewesen, dass sie, um überleben zu können, eben ausgewandert seien. Das trifft aber auf diese Kaufleute, die wir kennen gelernt haben, nicht unbedingt zu.

Prof. Krimm schließt die Sitzung mit Dank an alle Beteiligten.

[1] Siehe zu dem Forschungsprojekt <http://www.uni-freiburg.de/histsem/minderheiten>.

[2] Vgl. zu diesem und den folgenden Zitaten und zu Projektergebnissen Mark Häberlein / Irmgard Schwanke / Eva Wiebel / Martin Zürn: Fremde in der frühneuzeitlichen Stadt. Integration und Ausgrenzung in Südwestdeutschland und Pennsylvania. In: Mitteilungen. Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg, Heft Nr. 10, Oktober 2002, S. 9-42.